

EMMANUEL ALLOA

---

# Fluctus non fructus. Über Liquiditätsprobleme der Moderne

**Abstract** Alloa takes a look at the historically changing dynamics of a metaphorical use of fluidity in the context of economic history, when he examines the prehistory of the term *Liquid Modernity* coined by Zygmunt Baumann. It is fitting that the maritime powers of the early modern period contributed significantly to the acceleration of a flow of capital kept in motion for the sake of its yield, and it is probably no coincidence that *acomenda* and double-entry bookkeeping were invented in Venice and the first joint-stock company for maritime trade (VOC) in Amsterdam. Economic rationality cannot be disentangled from moral discourses though: while some argue that investments are necessary for humanity to flourish, others invoke theological arguments from the Church Fathers such as Ambrosius, who famously argued that money doesn't resemble the fruit but rather the maritime tides (*fluctus non fructus*); it constantly flows back and forth, and never allows to grow.

## **Fluctus non fructus. Über Liquiditätsprobleme der Moderne**

---

*»You must be shapeless, formless, like water, my friend«  
Bruce Lee*

**I**n seinen literarisch-architektonischen Überlegungen über Venedig hat der Schriftsteller Italo Calvino einmal erklärt, die Lagunenstadt sei der Inbegriff einer »nicht-euklidischen Stadt«, in der der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten nicht länger die Gerade ist.<sup>1</sup> Bögen müsse man schlagen, gewundene Wege ablaufen, ganz im Sinne der serpentinenförmigen Wasserwege, die die Stadt durchziehen. Zum Venezianer werden heiße, den cartesianischen Geist gegen flüssigere Muster einzutauschen. Nicht umsonst sei die Haupteingangstüre venezianischer Palazzi nicht ebenerdig, sondern zum Kanal hin geöffnet. Damit seien die Venezianer von vornherein nicht nur mit dem Rest der Lagune, sondern mit dem Rest der Welt verbunden. Das Meer verbinde die Venezianer, so Calvino, weniger mit einer bestimmten Wasserstraße als mit »allen Wasserstraßen, mit den ausgreifenden Wassermassen, die die ganze Erde umspannen«.<sup>2</sup> In einer Wasserstadt zu leben, in der das Hochwasser regelmäßig die Straßen unpassierbar werden lässt, schärft ein Bewusstsein dafür, dass jede Topographie immer schon von unsichtbaren Kräften durchwirkt ist, gegen die jeder Widerstand sinnlos ist, und deren Dynamik man lieber zu nutzen lernen sollte.

Anders als vielen, denen – von Thomas Mann bis Visconti – Venedig als Emblem eines melancholischen Überbleibels der Vergangenheit galt, sah Calvino 1974 in der Wasserstadt eine Vorwegnahme künftiger flüssiger Lebensformen. Wie sehr man Calvinos Blick auf die venezianische Topo-

<sup>1</sup> Italo Calvino, *Venezia: archetipo e utopia della città acquatica* [1974], in: Mario Barenghi (Hg.): *Saggi 1945–1985 (Le Opere di Italo Calvino nei Meridiani)*, Milano 2001, 2688–2692, hier 2688.

<sup>2</sup> Ebd. S. 2689.

graphie folgen möchte, sei jedem anheimgestellt. Tatsache ist jedenfalls, dass in den Jahren nach Calvino immer mehr Zeitdiagnostiker auf die Verbindung von Liquidität und Spätmoderne hingewiesen haben. Am prominentesten tat dies zweifellos der polnisch-britische Intellektuelle Zygmunt Bauman in *Liquid Modernity*, wo er Argumente dafür sammelt, warum unsere gegenwärtige Phase der Moderne durch das Prisma des Fluiden gelesen werden muss:

»Flüssigkeiten bewegen sich mit Leichtigkeit. Sie ›fließen‹, werden ›verschüttet‹, sie ›laufen aus‹, sie ›spritzen‹ und ›fließen über‹, sie ›tropfen‹ und ›überfluten‹, sie ›versickern‹ und ›rinnen‹. Sie sind im Gegensatz zu Festkörpern nicht leicht aufzuhalten – manche Widerstände umfließen sie, andere lösen sie auf oder werden von ihnen aufgesogen oder sickern durch sie hindurch. Das Zusammentreffen mit Festkörpern kann ihnen nichts anhaben [...] Flüssigkeiten scheinen weniger ›gewichtig‹ als Festkörper. Bei ›Leichtigkeit‹ und ›Schwerelosigkeit‹ denken wir an Beweglichkeit und Ungebundenheit. Wir kennen das aus der eigenen Erfahrung – mit leichtem Gepäck kommt man schneller voran. Aus diesen Gründen bieten sich ›Flüchtigkeit‹ und ›Flüssigkeit‹ als passende Metaphern an, wenn man das Spezifische unserer Gegenwart, jener in vieler Hinsicht neuartigen Phase in der Geschichte der Moderne, erfassen will.«<sup>3</sup>

Bauman selbst räumt ein, dass diese Behauptung keineswegs selbsterklärend sei, und man einwenden könnte, die Verflüssigungsdynamiken seien geradezu das Begleitphänomen des Modernisierungsprozesses selbst. Moderne sei damit gleichbedeutend mit einer Auflösung fester Grenzen, frei nach dem amerikanischen Motto *All That is Solid Melts into Air*, das Marshall Berman in freier Übersetzung von Marx und Engels übernahm. Im *Kommunistischen Manifest* steht – als Charakterisierung der kapitalistischen Moderne – tatsächlich nur, dass in ihr »[a]lles Ständische und Stehende verdampft«. Doch dass sich althergebrachte sittliche Ordnungen verflüchtigen bedeutet noch nicht, dass sich darüber auch alle anderen Ordnungen in Luft auflösen. Laut Marx und Engels muss im Gegenteil dafür gesorgt werden, dass es zur ungehinderten Zirkulation aller Flüsse

3 Zygmunt Bauman, *Flüchtige Moderne*, übers. v. Reinhard Kreissl, Frankfurt/M 2003, S. 8.

in den dafür vorgesehenen Kanälen kommt. Oder, wie es in den *Grundrissen* heißt: »Zur Zirkulation gehört wesentlich, daß der Austausch als ein Prozeß, ein flüssiges Ganzes von Käufen und Verkäufen erscheint.«<sup>4</sup> Der Umweg über das Geldmedium als einem *general equivalent* garantiert, dass es beim Austauschprozess zu keiner Verlangsamung kommt: »Die beständige Kontinuität des Prozesses, das ungehinderte und flüssige Übergehen des Werts aus einer Form in die andre, oder einer Phase des Prozesses in die andre, erscheint als Grundbedingung für die auf das Kapital gegründete Produktion in einem ganz andren Grade als bei allen früheren Formen der Produktion.«<sup>5</sup>

Nun ist die Zirkulation selbst aber nicht kostenneutral, und das In-Umlauf-Bringen muss selbst in die Berechnung der Wertschöpfung integriert werden. Je wichtiger der Austausch für die Produktion ist, schreibt Marx, »desto wichtiger werden für sie die physischen Bedingungen der Austauschs – Kommunikations- und Transportmittel. Das Kapital treibt seiner Natur nach über jede räumliche Schranke hinaus.«<sup>6</sup> Der Inbegriff eines Zirkulationsmediums, bei dem es minimale Reibungsverluste gibt, ist laut Marx daher auch nicht das Straßennetz, das kostenintensiv unterhalten werden muss, sondern die Meeresrouten. In den *Grundrissen* ist die Rede vom »Wasserweg als selbstwandelnder, selbstbewegter Weg«, den die Handelsvölker immer schon zu nutzen wüssten.<sup>7</sup>

Marx selbst stellte die Vermutung auf, dass Seerepubliken wie Genua und Venedig eine entscheidende Rolle in der Entstehung des Frühkapitalismus spielten, eine Vermutung, die von Wirtschaftshistorikern wie Werner Sombart, Fernand Braudel oder neuerdings Jannis Millios mit triftigen Belegen untermauert werden konnte. Ab dem 13. Jahrhundert reisen die Handelskaufleute nicht mehr auf den Schiffen mit, die Richtung Indien oder China in See stechen, sondern bleiben vor Ort und finanzieren über die *commenda* (in Venedig: die *colleganza*) die riskante Unternehmung, für die im Falle eines Erfolgs erquickliche Zinsen für sie herauspringen. Es entsteht eine Geselligkeit ganz neuer Art, nämlich der *commendae*, bei der die Reeder selbst auf Reisen gehen und damit ein existenzielles, die daheimgebliebenen Händler hingegen ein finanzielles Risiko eingehen. Laut Max Weber verdichtet sich dies im Bild einer neuen Verbindung. Da ist einerseits der

4 Karl Marx, Grundriss der politischen Ökonomie (Rohentwurf 1857–1858. Anhang 1850–1859), Berlin 1974, S. 110–111.

5 Ebd., S. 433.

6 Ebd., S. 423.

7 Ebd.

Kommandatar, der »sich selbst, seine Arbeitskraft, als Einlage in die Gesellschaft« einbringt während »der Kommandant sein Kapital, seine Arbeitsleistungen«, und damit »seine ›fructus‹«, d. h. seine Zinserträge einbringt.<sup>8</sup>

Mit *The Merchant of Venice* hat William Shakespeare eine eindringliche Darstellung davon geschaffen, was es mit dieser Gesellschaft des Kommandanten und des Kommandatars auf sich hat. Antonio, der in Übersee wichtige Handelsinteressen hat, borgt sich vom Geldverleiher Shylock 3000 Dukaten für seinen Freund Bassanio, in der Erwartung, bald wieder liquide zu sein. Welche Folgen es hat, dass der Kommandatar »sich selbst« als Einlage einbringt, nimmt Gestalt an, sobald Antonio sich als unfähig erweist, seinen Schuldschein einzulösen und Shylock auf seinem Pfund Fleisch besteht. Bis heute umstritten bleibt, ob Shakespeare mit der Figur Shylock der antisemitischen Karikatur des Wucherers entspricht, der als ruchloser Einzelgänger agiert, oder ob Shylock im Gegenteil als Vorwegnahme systemisch sanktionierter Obligationen für Rechtsgleichheit einsteht. Klammert man diese Frage hier aus, so steht das Shakespeare-Drama auch wirtschaftsgeschichtlich für eine Zeitenwende: Die jahrhundertealte theologische Kritik am Wucher verliert an Gewicht und ausschlaggebender wird in einer zunehmend monetarisierten Ökonomie die rationale Geldanlage. Während das kanonische Recht noch weit bis ins 18. Jahrhundert davon ausgeht, dass der verzinste Geldverleih gegen das natürliche Recht verstößt – »contra legem naturalem, seu ius naturae est fructus percipere ex re non sua, sed aliena«<sup>9</sup> – hatte bereits Thomas von Aquin hier im Sinne einer differenzierteren Herangehensweise argumentiert. Trotz eines prinzipiellen Wucherverbots sei es in bestimmten Fällen angebracht, einen Zins zu verlangen. Dennoch gilt allgemein »*Nummus not parit nummos*«: Geld pflanzt sich nicht fort, sodass Zins gleichsam eine unnatürliche Art der Selbstvermehrung darstellt. Zu unterscheiden wäre daher zwischen dem *fructus* als natürlichem Zuwachs im Unterschied zur *usura*, also der aktiven Investition des ruhenden Kapitals.

Mit dem Frühkapitalismus ändern sich die Verhältnisse. Industriekapitäne, Kaufleute und vor allem die aufkommende Figur des Bourgeois legen den Grundstein für die Zusammenführung von christlicher Moralvorstellung und ökonomischem Verhalten. Die norditalienischen Handelsrepubliken führen vor, inwiefern es zwischen dem *usus* und dem *fructus* keinen

8 Max Weber, Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter: Schriften 1889–1894, hg. v. Gerhard Dilcher, Susanne Lepsius, Tübingen 2008 (Gesamtausgabe / Max Weber, Abt. 1, Bd. 1), S. 314.

9 Lucio Ferraris, Bibliotheca, Bologna, 1746, Lemma »usura«, Bd. X, S. 116.

Unterschied mehr geben kann, und der Besitz im Sinne des Nießbrauchs (*usufructus*) nach Verstetigung und Vervielfältigung verlangt. Folgt man den kanonischen Deutungen Sombarts oder Webers, ist bereits das Zeitalter von Benjamin Franklin angebrochen, der in seinem *Advice for a Young Tradesman* bekanntlich hervorhob, dass weder Zeit noch Geld verschwendet werden dürfe:

»Bedenke, dass Geld von einer zeugungsfähigen und fruchtbaren Natur ist. (...) Wer ein Mutterschwein tötet, vernichtet dessen ganze Nachkommenschaft bis ins tausendste Glied. Wer ein Fünfschillingstück umbringt, mordet alles, was damit hätte produziert werden können.«

Benjamin Franklin widerspricht damit nicht nur auf ganzer Linie dem scholastischen Zinsverbot, sondern assoziiert mit der Untätigkeit das Vergeuden von Ressourcen. Ein erfülltes christliches Leben muss sich am Ideal der fortwährenden Tätigkeit messen, an dem Vorbild des *Undertakers*, dem Daniel Defoe, Autor des *Robinson Crusoe*-Romans, sogar einen eigenen Aufsatz widmet. In dem *Essay upon Projects* (1697) geht es um den risikobereiten Abenteurer, der in See sticht, aber auch um den Handelsunternehmer, der im übertragenen Sinne zum Entrepreneur gerechnet werden darf. Defoes Lob des unternehmerischen Geistes trifft sich durchaus mit einer gewissen protestantischen Arbeitsethik, deren Genese Max Weber in einer berühmtgewordenen Analyse mit dem Frühkapitalismus in Verbindung gebracht hat. Die *industria*, das Tätigsein, wird zur christlichen Tugend, und zwar vornehmlich im Calvinismus. Die Ruhe im Glauben, erläutert Calvin, hätte nichts mit Reglosigkeit oder Faulheit zu tun: in der (Geschäfts)-Tüchtigkeit tritt der Gläubige vor Gott. Im Sinne der calvinistischen Prädestinationslehre darf der weltliche Erfolg als sichtbares Zeichen göttlicher Erwählung gedeutet werden. In seinen Predigten geht Calvin insbesondere auf eine Stelle aus den Evangelien ein, in der es heißt: *A fructibus eorum cognoscetis eos*, »an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen«.<sup>10</sup> Die Geldanlage selbst wird zum Symbol des asketischen Verzichts auf unmittelbaren Konsum, als eine Weise, den Ertrag »gedeihen zu lassen«<sup>11</sup>.

10 NT, Matthäus 7, 16; Johannes Calvin, *Commentarius in Harmoniam Evangelicam* [1555], in: *Opera Omnia*, hg. Baum/Cuntz/Reus, Braunschweig 1891, Bd. 45, col. 224–227.

11 Calvin, *Commentarius in Harmoniam Evangelicam* [1555], Ebd., col. 226. »Denn die Früchte offenbaren [fructus palam faciunt], wer die wahren

Webers These über den Geist des Kapitalismus und die protestantische Ethik ist bekannt. Der Frühkapitalismus, so Weber, sei vom Puritanismus geprägt, der der Arbeit eine maßgebliche Bedeutung beimisst: Arbeit gilt als Mittel zur Zähmung primärer Triebe und zur Beherrschung von Leidenschaften; sie schafft Wohlstand für ›praktisch nützliche Dinge‹ und fördert das Gemeinwohl. Damit wird die Arbeit von einer bloßen Notwendigkeit zu einer moralischen Pflicht, die gesamtgesellschaftlich die Spreu vom Weizen trennt: Die Müßiggänger, ob arm oder reich, gehören gleichermaßen verurteilt. In der Tat geht es darum, Arbeit nicht mehr als Mittel zum Zweck zu sehen (wie die Bereicherung und ihre anschließende Umwandlung durch Konsum), sondern als vollendete Form des Handelns. Stufte Aristoteles noch die Arbeit zur niederrangigen Tätigkeit herab, die, weil einem anderen Zweck untergeordnet, unfrei ist, steigt die Arbeit nun zur Tugend auf, die gleichsam ihren Sinn in sich selbst hat: bei einem Minimum an Bequemlichkeit und einem Maximum an Leistung sei die »Arbeit so [zu betreiben], als ob sie absoluter *Selbstzweck* – ›Beruf‹ – wäre.«<sup>12</sup> Jede Arbeit, die nur zweckdienlich – weil etwa dem Erwerb von Konsumgütern förderlich – wäre, gilt als moralisch verwerflich, während Christsein und weltlicher Erfolg fortan über die ›innerweltliche Askese‹ vereinbar sind.

Weber selbst vermutet, wie im Übrigen auch Sombart, in der Rationalisierung und Bürokratisierung den entscheidenden Übergang vom Früh- zum Hochkapitalismus. Erste Anzeichen dafür lassen sich bereits in den norditalienischen Handelsrepubliken feststellen, etwa über die Erfindung einer Reihe von Kulturtechniken, allen voran die doppelte Buchführung, wie etwa den aus dem Jahr 1406 aus Venedig überlieferten Geschäftsbüchern der Gebrüder Soranzo. Diese Systematisierung und Visualisierung aller Geldflüsse darf laut Weber und Sombart als Meilenstein in der Psychogenese des modernen Kapitalismus gewertet werden.

Im venezianischen Dogenpalast in der Sala del Collegio findet sich ein Werk ganz eigener Art. Paolo Veronese wurde damit beauftragt, nach einem Gebäudebrand und der Schlacht von Lepanto 1574, die Decke des Saals neu zu gestalten. In die kassettierte Decke sind acht asymmetrisch gestaltete Fenster eingelassen, die jeweils die acht Tugenden der guten Herrschaft darstellen, darunter auch jene, die sich als Allegorie des Unternehmergeistes der Serenissima verstehen lässt. Dargestellt ist Arachne

Diener Gottes und wer die falschen Arbeiter sind, genauso wie der Baum erst an seinen Früchten erkennbar wird.« (Übers. E.A.)

12 Max Weber, Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus, Wiesbaden 2016, S. 48.



Abb. 1: Paolo Veronese, *Della dialettica o dell'industria* (Pallas und Arachne), Öl auf Leinwand, 150 × 220 cm, 1578, Venedig, Palazzo Ducale.

aus der entsprechenden Episode der *Metamorphosen* Ovids. Die weibliche Gestalt trägt in der rechten Hand einen Stab, von dem ausgehend sich bis zur linken Hand ein Spinnennetz aufspannt. Das Werk trägt den Titel *Della dialettica o dell'industria*, und darf wahlweise als allegorische Verkörperung des Fleißes, der Kunstfertigkeit oder der Rhetorik aufgefasst werden. Die Anbringung im Dogenpalast verweist jedoch auch unmissverständlich auf den Anspruch der Lagunenrepublik, ihren Einfluss als *Stato da Mar* auf alle Erdteile auszudehnen. Die Kunst der *industria* besteht insofern ebenso im klugen Spinnen und Knüpfen von Handelsverbindungen wie in der Erzeugung diplomatischer Netze und Verstrickungen (Abb. 1).

Bei Ovid geht die Geschichte der Arachne weniger gut aus. Im Wettstreit für die feinste Webarbeit gerät Athene gegenüber Arachne ins Hintertreffen. Die schonungslose Rache der Göttin an der Hybris der irdischen Arachne ist deren Verwandlung in eine Spinne. Gustave Doré hat in seiner Illustration von Dantes *Divina Commedia* den Augenblick veranschaulicht, in dem Arachne im Begriff ist, zum Insekt zu werden (Abb. 2). Hierzu hatte Dante, der in Begleitung von Vergil der gepeinigten Kreatur auf seiner Reise durchs Purgatorium begegnet, folgende Verse gedichtet:

*O folle Aragne, sì veggio io te  
Già mezza ragna, trista in su li stracci  
De l'opera che mal per te si fé.*<sup>13</sup>

13 Dante Alighieri, *Divina Commedia*. übs. v. K. Witte, hier Purgatorio, XII, 43–45.



Abb. 2: Gustave Doré, Dante und Vergil betrachten Arachnes, Buchillustration für Dantes *Inferno*, 1885.

Dich sah ich auch, o törichte Arachne,  
 Schon halb als Spinne, traurig auf den Fetzen  
 Des Werkes, das du machtest dir zum Unheil.  
 (Übers. K. Witte, 1916)

Ganz so dramatisch muss der Niedergang der venezianischen *industria* nicht geschildert werden. Unstrittig ist, dass Venedig im Zuge der Industriellen Revolution seine Vormachtstellung im Textilwesen verlor, da diese sich zunehmend aufs Festland verlagerte. Arachnes filigrane Fleißarbeit wich der *Spinning Jenny*, den mechanischen Webstühlen. Damit ist auch jener Wandel vollzogen, den Weber als Rationalisierungsprozess charak-

terisiert. Nicht mehr das Ingenium des Einzelnen, sondern standardisierte Verfahren geben fortan den Takt an. Für Weber stellt die Maschine die Metonymie sämtlicher Prozeduren der Hochmoderne dar. Sowohl die Fabrik, die Weber als ›lebende Maschine‹ beschreibt, als auch die Bürokratie, die die Überschrift ›leblose Maschine‹ erhält, gelten ihm letztlich als ›geronnener Geist‹. Die Flüssigkeits-Semantik scheint ausgedient zu haben; das Fließende gerinnt. Weber schließt hier offenkundig an Simmel an, der bereits die Rede vom geronnenen objektivierten Geist bemühte, der seine Lebendigkeit verloren hat. Oder besser gesagt: In der automatenhaften Maschine steckt, so Simmel, mehr Geist als in der stupiden Tätigkeit des Fabrikarbeiters: »In diese Kategorie gehört es,« heißt es in der *Philosophie des Geldes*, »dass die Maschine so viel geistvoller geworden ist als der Arbeiter. Wie viele Arbeiter, sogar unterhalb der eigentlichen Großindustrie, können denn heute die Maschine, an der sie zu tun haben, d. h. den in der Maschine investierten Geist verstehen.«<sup>14</sup> Simmel, mehr aber noch Weber verstehen in dieser allgemeinen Ausdifferenzierung und Funktionalisierung der Bereiche eine Gerinnung von Abläufen, die früher durchlässiger waren. Die wohl berühmteste Formel ist auf die Bürokratisierung gemünzt, und zwar dort, wo Weber von dem »stahlharten Gehäuse«<sup>15</sup> der modernen Institutionen und ihrer Arbeitsweisen spricht. Dies sei die für die Zukunft vorgezeichnete Zwangsjacke, das ›unentrinnbare Gehäuse für die neue Hörigkeit‹, das selbst – will man Weber Glauben schenken – alternativlos ist.

Webers Diagnose zum unentrinnbaren Stahlgehäuse blieb nicht unwidersprochen. Zygmunt Bauman etwa gesteht Weber durchaus zu, damit einige Grundzüge des Hochkapitalismus erfasst zu haben. Die Entwicklungen der Spätmoderne wiesen dagegen in eine ganz andere Richtung, so Bauman. Der flüssig-flüchtige Kapitalismus sei »the exact opposite of what Max Weber anticipated and confidently predicted when he selected bureaucracy as the prototype of the society to come.«<sup>16</sup> Seine allumfassende Zweckrationalitätsthese habe Weber davon abgehalten, auch andere gegenstrebige Bewegungen in der Moderne zu registrieren, etwa ein erhöhtes Kontingenzbewusstsein in quecksilbrig sich verändernden Zuständen. Von Weber völlig vernachlässigt seien, so unterstreicht Joseph Schumpeter,

<sup>14</sup> Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, Berlin 1958, S. 505.

<sup>15</sup> Max Weber, *Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus* [1904/05], Wiesbaden 2016, S. 171.

<sup>16</sup> Zygmunt Bauman, *Liquid modernity*, Cambridge, UK/Malden, MA 2000, S. 59.

die disruptiven Dynamiken in der kapitalistischen Moderne, sowie das Prinzip der ›kreativen Zerstörung‹. In gewisser Weise kann Schumpeter hier wieder an Marx anknüpfen, der in der permanenten Selbstersetzung und Neugestaltung ein Signum der neuen Epoche sah:

»Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeois-Epoche vor allen früheren aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können.«<sup>17</sup>

Es geht kurzum weniger um ein heraklitisches ›Alles fließt‹ als vielmehr darum, dass alles fortwährend im Fluss gehalten werden muss, damit die Dynamiken nicht ins Stocken geraten. Liquidieren wird hier in der gesamten Doppeldeutigkeit zur Norm, zum einen im Sinne der Auflösung bzw. des zu Tode Bringens, zum anderen als das Flüssigmachen und -halten. Mit anderen Worten: Die Moderne hat ein Liquiditätsproblem. Die Zirkulation ihrer Flüsse muss fortwährend unterhalten und aufrechterhalten werden – sonst tritt Stagnation ein.

»Das ganze Unglück der Menschen« klagte Blaise Pascal, »rührt allein daher, daß sie nicht ruhig in einem Zimmer zu bleiben vermögen.« Eine solche Unbeweglichkeit wäre für moderne Abläufe schier undenkbar. In der Wertschöpfungskette können die Warenflüsse – im Zeitalter der *Just in Time Production* wissen wir einiges davon – nicht stillstehen, ohne dass es zu Lieferengpässen käme. Die Semantik des Finanzsektors verrät, warum entgegen der Überlegungen Webers nicht die Bürokratie das Ende der Geschichte einläutet, sondern der Stagnation und den eingefrorenen Vermögenswerten einerseits die Kapitalflüsse, die Wertefluktuationen, *Spill-Over-* und Kaskadeneffekte, sowie andererseits sonstige *Cash flows* gegenüberstehen. Das fluide Imaginäre scheint – ganz wie im Übrigen auch das imaginäre Fluide – nach wie vor unsere gesellschaftliche Einbildungskraft zu beflügeln.

Bereits früh gab es eine Stimme, die Vergleich und Erläuterung der Geldwirtschaft mit landwirtschaftlichen Metaphern ablehnte und statt-

17 Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der kommunistischen Partei, in: Marx-Engels-Werke Bd. 4, Berlin 1977, 459–493, hier 465.

dessen auf die viel passendere Nautik verwies; es war niemand anderes als der Mailänder Bischof Ambrosius. In einer Predigt über das Buch Tobias aus dem Alten Testament, das er zum Anlass einer harten Abrechnung mit der Zinsspekulation nimmt, argumentiert Ambrosius, spekulative Investitionen hätten mit Obstbäumen nichts zu tun, und sollten eher mit der Schifffahrt verglichen werden.

»Das Geld des Wucherers kann nicht lange an einem Ort bleiben, da es gewöhnlich durch viele Hände geht. Es kann nicht in einer Tasche aufbewahrt werden, es will gewendet und gezählt werden. Erst durch die Verwendung vermehrt sich dessen Zählwert. Das Geld gleicht den Meeresfluten, nicht der Frucht (*fluctus est quidem maris non fructus*). Nie steht es still; es schiebt sich ständig fort, als ob es an einem Felsen zerschmettert wäre; so trifft es die Brust des Schuldners und fließt gleich dorthin zurück, woher es gekommen ist. Es kommt mit einem Raunen, und mit einem Ächzen strömt es zurück. Selbst das Meer ruht bisweilen bei Windstille; die Welle des Wuchers hingegen ist immer in Bewegung. Sie überwältigt die Schiffbrüchigen, vertreibt die Nackten, verwüstet die Bekleideten, lässt die Unbegrabenen im Stich. Geld suchst du (*nummum*); was du dabei erleidest ist Schiffbruch (*nafragium*).«<sup>18</sup>

Von den Experten eher in die Frühphase seines Werks eingeordnet, in der er noch stärker unter dem Einfluss seiner Dialektik-Ausbildung stand, strotzt Ambrosius' Predigt vor Alliterationen und weiteren rhetorischer Kunstgriffe. Ungeachtet dessen lässt sich hier eine signifikante Verschiebung gegenüber dem Begriffspaar *uti* und *frui* verzeichnen, das noch von Augustinus konzeptionell weitergeführt wird: *Fluctus non fructus* – fließen, nicht gedeihen. Vielleicht bedurfte es der Zeitgenossenschaft mit einer flüssigen Moderne, um den Sinn dieser Bemerkung in all seiner Tragweite zu ermessen.

**Bildnachweise:**

**Abb. 1:** © Bibliotheca Correr, Venedig

**Abb. 2:** © Autor

<sup>18</sup> Ambrosius, *De tobias* [Corpus Scriptorum Ecclesiastorum Latinum, Bd. 32/2], 5, 16.